

Epiphanie / Heilige Drei Könige 6. Jänner

Dreikönig ist in Österreich ein gesetzlicher Feiertag und in der Katholischen Kirche ein Hochfest. Das Wort Theophanie (griech.) bedeutet (neben religionsphilosophischen Zuweisungen) theologisch vor allem „Erscheinung Gottes“ in der Welt, die Wahrnehmung der Anwesenheit Gottes. Epiphanie ist die „Erscheinung des Herrn“, die Menschwerdung Gottes. Das Epiphaniiefest wurde als erstes Fest der christlichen Kirche um 300 n. Chr. kalendarisch festgelegt und als Fest der Geburt bzw. Ankunft Christi gefeiert. Am Sonntag nach dem 6. Jänner gedenkt die Katholische Kirche daher auch der Taufe Christi (NT Mt 3). Seit der Neuordnung des Kirchenjahres beim Zweiten Vatikanischen Konzil (1963-65) endet an diesem Tag die Weihnachtszeit (davor am 2. Februar). Daher werden in dieser Zeit auch die Christbäume abgeräumt.

Während die Syrisch-Orthodoxen den 1. Jänner als Jahresbeginn feiern, beginnen die Griechisch-Orthodoxen das Kirchenjahr am 1. September.

Die (Griechisch-, Syrisch-, Koptisch-) orthodoxen Kirchen feiern bis heute Theophanie als ihr Hauptfest (am 6. Jänner nach Julianischem Kalender bzw. am 19. Jänner nach Gregorianischem Kalender), als die Taufe Jesu im Jordan, durch Johannes den Täufer, bei der sich die Hl. Dreifaltigkeit manifestierte. Die orthodoxen Bräuche, die Wasserweihe mit der Wasserprozession bei welcher die Glocken läuten, sind ein eindrucksvolles Zeremoniell. Das Wasser dient der Segnung der gesamten Schöpfung. Die Armenische Kirche feiert Theophanie als Geburtsfest Christi. Siehe auch die Texte im Teil „Orthodoxe Kirchen“ in diesem Buch.

Im römischen Kalender wurde der 1. Jänner schon im Jahr 46 v. Chr. (julianische Kalenderreform) zum Jahresbeginn erklärt. Für die Westkirche wurde im 4. Jahrhundert der 6. Jänner als Datum des Jahresbeginns durch das Epiphaniiefest ersetzt. Endgültig verlegte Papst Innozenz XII. (1691-1700) infolge der gregorianischen Kalenderreform (1582) den Jahresbeginn auf den 1. Jänner.

Die heiligen Dreikönige

Die Westkirche erinnert vor allem an den Besuch der Weisen (Magier, Astronomen) aus dem Morgenland beim neugeborenen Christus (NT Mt 2, 1-12). Sie folgten einer seltenen Konstellation der Planeten Jupiter und Saturn, die als Komet oder Stern gedeutet wurde und suchten einen neuen mächtigen König. Ein Symbol, dass mit Christus ein neues Zeitalter begonnen hat. Nach diesem astronomischen Ereignis lässt sich die Geburt Christi mit 17. Jänner 7 v. Chr. terminisieren. (Wolf 2000, 69) Ab dem 6. Jahrhundert wurden die Sternkundigen als „Könige“ dargestellt und mit symbolischen Namen bezeichnet: Caspar (pers. Schatzmeister), Balthasar (Lichtkönig) und Melchior (Gottesschutz). Auch ihre Geschenke sind voller Symbolik: Gold das Metall der Könige, Weihrauch für die Verehrung und Myrrhe für Selbstdisziplin. Die Dreizahl wird als Hinweis auf die Dreifaltigkeit (Gott Vater, Sohn, Hl. Geist) verstanden.

Die Gebeine der Weisen soll – wie das Kreuz Christi – die hl. Helena (255-330) gefunden haben. 1164 wurden die Gebeine aus dem Orient über Mailand nach Köln übertragen. Drei Kronen als häufige Wappen oder Zeichen von Gasthäusern erinnern an das Ereignis auf dem Translationsweg. Damit entstanden ein reger

Kult und „internationale“ Fernwallfahrten zum Dreikönigsschrein im Kölner Dom, der auch viele populäre Bräuche hervorbrachte. Im Mittelalter wurden die Könige zuerst als Lebensalter dargestellt und ab dem Hochmittelalter als die damals bekannten Kontinente Afrika, Asien und Europa. (Wolf 2000, 67-75)

Die heiligen Dreikönige gelten als Helfer in vielen Notlagen sowie als Patrone der Reisenden und Pilger, gegen einen jähen Tod, Zauberei und Magie. Dreikönigsseggen, Segenszettel und die bis heute von Sternsängern verwendete Aufschrift (mit Jahrzahl) „20 C+M+B 16“ gehen auf die Benediktionen, die Segnungen, im Mittelalter zurück. Heute werden die Buchstaben als Monogramme der Könige gedeutet, bedeuteten aber „Christus mansionem benedicat“ (Christus segne dieses Haus).

Die „Singer mit dem Stern“

Als Religionsdidaktik für eine vielfach analphabetische Bevölkerung fanden schon um 1000 Dreikönigsszenen oder Umzüge in Kostümen während des Gottesdienstes statt. Ab 1560 verbreiteten sie sich schnell im Zuge der Gegenreformation. In Salzburg erhielten 1541 die „Singer mit dem Stern“ im Stift St. Peter eine Geldsumme für ihr Mitwirken in der Messe. Der Brauch ging auf Latein- und Klosterschüler sowie auf Stadtarme über, die außerhalb der Kirchen Gaben heischen durften, wie Schriftquellen aus dem 16./17. Jahrhundert zeigen. Im 17./18. Jahrhundert wurden daraus eigenständige Bräuche und Brauchteile (z. B. im Gasteiner Schönperchtenzug), teils als Varianten der Weihnachtssänger, teils als Szenen der Nikolaus- und Weihnachtsspiele. Sie existierten bis zu den Verboten der Aufklärung zwischen 1780 und 1796. Moser sieht darin eine Wurzel der alpinen Schemen, Schön- und Schnabelperchten, als Bräuche am Ende des Weihnachtsfestes und Beginn des Faschings. Denn, seit der Synode von Tours, 567, galten die „Zwölften“ zwischen der Geburt Christi und Epiphanie als heilige Zeit in der sich die menschliche und göttliche Natur von Christus zeigt. (Moser 1993, 120)

Im Land Salzburg ziehen heute wieder berittene Sternsingergruppen bzw. um Laufen/Oberndorf Sternsinger (einst Salzschiffer) mit einem beleuchteten Drehstern oder einer Drehkrippe umher.

Wie populär Dreikönigsbräuche und -lieder, Legenden, Erbauungsschriften und die Heischegänge waren, zeigt ein fröhlich-spöttisches Gedicht von Johann Wolfgang von Goethe, 1822 in seinem Manuskript über eine Dreikönigs-Legende aus dem 15. Jahrhundert verfasst: „Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern, die essen und trinken, und zahlen nicht gern [...]“. (Moser 1993, 119f., 303; Wolf 2000, 69.)

Die Sternsingeraktion der Katholischen Jungschar

Direkt nach dem Zweiten Weltkrieg sammelte der Wiener Beamte Franz Pollheimer (1900-86) mit seinen Kindern von 1946 bis 1954 in einer privaten Sternsingeraktion in Wien für die Restaurierung des zerbombten Stefansdomes und der Piaristenkirche Maria Treu, für Kriegsflüchtlinge und Missionsprojekte. Am Vorbild dieser viel beachteten Aktion regte 1954/55 der Geschäftsführer der MIVA (Missions-Verkehrs-Arbeitsgemeinschaft) bei der Jungschar an, ein Sternsingen um Fahrzeuge für Missionare zu beginnen. 1955 wurde die erste Sternsingeraktion der Katholischen Jungschar durchgeführt. Im Laufe der Jahre kamen weitere Anliegen dazu, etwa für die indigene Bevölkerung (z. B. 1993 Fairtrade), für den Umweltschutz (z. B. 1977 „Jute statt Plastik“), für Verständigung zwischen den

Kulturen und für die Jungschar selbst. Seit 1998 werden Sternsinger/-innen jährlich vom Bundespräsidenten in der Hofburg empfangen. Dieses Sternsingen ist eine der größten Hilfsaktionen für Menschen in Entwicklungsländern wie in Österreich. Für einen großen Teil der Bevölkerung ist der Besuch der Sternsinger im Haus, das „Anschreiben“ und die Spende ein Fixpunkt am Jahresbeginn.

Allerlei Bräuche

Bis in die frühe Neuzeit lässt sich ein Brauch verfolgen, der heute vor allem in Westeuropa bekannt ist: der „Bohnenkönig“. Der protestantisch-kritische Theologe Sebastian Franck erwähnt ihn 1534 im „Weltbuch“. 1670 wird der von einem Reisenden für den Wiener Hof beschrieben und 1814 wurde während des Wiener Kongresses bei Hof ein „Bohnenkönig“ gewählt. In einen großen Kuchen (je nach Region ein Königskuchen, Schnecken- oder Rosenkuchen, Pannetone, Couronne, Colomba, gebacken in einer Papierhülle oder bedeckt mit einer Krone) wird eine Bohne als Symbol des Jesukindes, ein Porzellanpüppchen oder Geldstück eingebacken. Wer es findet, ist König für einen Tag und bestimmt das Tagesprogramm seiner Familie oder Gesellschaft, die ihm ritualisiert huldigen muss. (Wolf 2000, 71-75)

Eine andere „Theophanie“, die Erscheinung Gottvaters und Jesu Christi vor Joseph Smith jr., gilt als Gründungsanlass der „Kirche Jesu Christi der Heiligen der Letzten Tage“, der Mormonen (K).

Ulrike Kammerhofer-Aggermann

Moser, Dietz-Rüdiger: Von Sternsingerumzügen, Dreikönigsspielen und anderen Epiphaniabräuchen. In: ders.: Bräuche und Feste im christlichen Jahreslauf. Brauchformen der Gegenwart in kulturgeschichtlichen Zusammenhängen. Graz / Wien / Köln 1993, 117-134.